

# Leben mit Pop

## Kulturelle Allesfresser im Netzwerkkapitalismus

*Michael Parzer*

»Billie Jean« antwortet der deutsche Verteidigungsminister Dr. Karl-Theodor Freiherr zu Guttenberg in einem Interview auf die Frage nach seinem Lieblingssong von Michael Jackson: »Toller Song, und insgesamt ist die Platte *Thriller* nicht nur der Klassiker, sondern eine, die auch heute noch überaus empfehlenswert ist.«<sup>1</sup> In einem Gespräch mit dem TV-Talkmaster Reinhold Beckmann am 30. März 2009 erzählt Guttenberg über seine eigenen musikalischen Aktivitäten: »Die Fuge von Bach kommt manchmal sehr knarzig. Die eine oder andere Mozart-Sonate auch. Vielleicht auch mal 'nen Boogie Woogie. Oder auch mal ein verquere Jazz.«<sup>2</sup> Ein paar Wochen später berichtet die Online-Ausgabe der *Süddeutschen Zeitung*, dass der adelige Musikliebhaber im Münchner Stadion gesichtet wurde – bei einem Konzert der australischen Rockband AC/DC.<sup>3</sup>

Die Vorliebe für Johann Sebastian Bach und Wolfgang Amadeus Mozart samt der Fähigkeit, diese Musik selbst zu spielen, fügt sich gut in unser Bild eines aus der Aristokratie stammenden Spitzenpolitikers. Ergänzt um die Offenheit gegenüber Boogie Woogie und Jazz entsprechen diese Präferenzen einem Musikgeschmack, der im soziologischen Diskurs gerne als »legitimer« Geschmack bezeichnet und als Ausdruck einer hohen sozialen Position betrachtet wird. Karl-Theodor zu Guttenberg ist allerdings keineswegs auf hochkulturelle Praktiken festgelegt, vielmehr zeigt er sich auch kompetent und interessiert in Sachen Popularkultur. Ein solch breit gefächertes und »grenzüberschreitender« Geschmack ist irritierend, vor allem für Soziologen, weil er die jahrzehntelang bewährte »Theorie sozialer Distinktion« zu ent-

1 Das Interview findet sich auf dem »zu Guttenberg TV«-Kanal auf der Internetplattform *youtube*: <http://www.youtube.com/watch?v=-Hexx6tfBPU> (Zugriff am 19. November 2009).

2 Dieser Auszug stammt aus dem deutschen Weblog »Kultur Kolumne«: <http://www.kulturkolumne.de/musiker-des-tages-karl-theodor-zu-guttenberg> (Zugriff am 19. November 2009).

3 <http://www.sueddeutsche.de/muenchen/239/468801/text> (Zugriff am 19. November 2009).

kräften scheint. Sie geht zurück auf Pierre Bourdieu, der in einer ebenso beeindruckenden wie entlarvenden Analyse der französischen Gesellschaft der 1960er Jahre die Interdependenzen von vermeintlich harmlosen kulturellen Vorlieben und sozialer Ungleichheit in den Vordergrund rückte. Anhand umfangreicher Datenmaterialien zeigte Bourdieu, wie Geschmack nicht nur dazu dient, soziale Unterschiede zum Ausdruck zu bringen, sondern diese auch zu reproduzieren, und zwar auf der Basis einer gesellschaftlich anerkannten Grenzziehung zwischen einer hoch bewerteten *high culture* und einer als minderwertig geltenden *low culture*. Die Vorstellung von einer ästhetischen Hierarchie war überdies auch die Grundlage der Kunstausstellung »Leben mit Pop – Demonstration für den kapitalistischen Realismus«, die am 11. Oktober 1963 stattfand und den Bezugspunkt des vorliegenden Buches bildet.<sup>4</sup> Es stellt sich allerdings die Frage, ob diese symbolische Grenzziehung und ihre sozialen Implikationen nicht einer längst vergangenen Epoche angehören und Bourdieus ambitionierter Erklärungsversuch mittlerweile an Gültigkeit verloren hat. Denn während es vor vierzig oder fünfzig Jahren für einen Minister kaum denkbar und schon gar nicht erstrebenswert gewesen wäre, Mozart gleichermaßen zu bewundern wie eine Rockband, macht heutzutage ein aus der aristokratischen Elite Deutschlands rekrutierter Politiker keinen Hehl daraus, neben einer als ästhetisch anspruchsvoll geltenden Musik auch kommerziell höchst erfolgreiche *acts* mit Leidenschaft zu konsumieren. Wie ist dieser Geschmackswandel zu erklären? Welche gesellschaftlichen Entwicklungen liegen ihm zugrunde? Und vor allem: Welche Bedeutung hat dieser neue Geschmack für die Reproduktion sozialer Ungleichheit in der gegenwärtigen Gesellschaft?

Nach einer kurzen Darstellung der Bourdieuschen Geschmackstheorie werde ich im Folgenden unter Zuhilfenahme unterschiedlicher soziologischer Befunde drei Interpretationen der oben geschilderten Beobachtung zur Diskussion stellen. Aus der Sicht der »Individualisierungsthese« könnte Karl-Theodor zu Guttenbergs Geschmack als Indiz für die zunehmende Entkopplung von sozialer Position und kulturellen Vorlieben verstanden werden. Eine zweite, eng mit der »Individualisierungsthese« verwobene Lesart konstatiert zunehmende Enthierarchisierungsprozesse in der Sphäre der Kultur: Ästhetische Rangordnungen, so die zentrale Annahme, hätten an Be-

<sup>4</sup> Diese Ausstellung, die den trivialen Massengeschmack in der kapitalistischen Warenwelt zum Thema machte und als Enttarnung einer konsum- und freizeitorientierten Gesellschaft interpretiert werden kann, ruhte auf der Unterscheidung von Hoch- und Popularkultur, wie sie Bourdieu beobachtet und beschrieben hatte.

deutung verloren, hochkulturelle Praktiken ihre distinktive Kraft eingebüßt und die Produkte der Popularkultur im Zuge dessen eine ästhetische Aufwertung erfahren.

Im Gegensatz zu diesen beiden optimistischen Lesarten, die ein Ende sozialer und kultureller Hierarchien diagnostizieren, steht eine dritte Interpretation, die die Erweiterung des »legitimen« Geschmacks um populärkulturelle Präferenzen als neues Mittel sozialer Exklusion sieht. Distinktionsgewinn werde nicht mehr durch die demonstrative Distanz zur Popularkultur gezogen, sondern vielmehr durch einen möglichst breit gefächerten Geschmack, der die Vorliebe für viele unterschiedliche Genres umfasst und sich durch die Überschreitung der Grenze zwischen Hoch- und Popularkultur auszeichnet. Die Gesellschaftsdiagnose, wonach *omnivorousness* beziehungsweise »Allesfresserei« die ehemalige Funktion des »legitimen« Geschmacks ersetzt, steht in einem Nahverhältnis zur Theorie von Bourdieu, die den strategischen Einsatz von kulturellem Kapital als zentralen Motor sozialer Reproduktionsmechanismen betrachtet. Die soziale Wirksamkeit eines grenzüberschreitenden Geschmacks liegt nicht zuletzt in dessen Bedeutung für die Akkumulation sozialen Kapitals begründet. Verstanden als eine spezifisch flexible Haltung gegenüber der Vielfalt ästhetischer Formen, fungiert »Allesfresserei« als bedeutsames kulturelles Kapital, das den Zugang zu unterschiedlichen Netzwerken maßgeblich erleichtert. Im »Netzwerkkapitalismus«, so meine These, stellt ein breit gefächertes und »grenzüberschreitender« Geschmack eine effektive Ressource dar, die strategisch zum Aufbau insbesondere heterogener sozialer Verbindungen genutzt werden kann und dabei gleichzeitig zur Legitimation und Verschleierung sozialer Ungleichheit beiträgt.

## Der legitime Geschmack in Pierre Bourdieus Gesellschaftstheorie

Für Pierre Bourdieu ist der Nachweis über die Interdependenzen zwischen Sozialstruktur und Lebensstil die Basis seiner umfangreichen Theorie kulturellen Geschmacks. Den Ausgangspunkt der 1979 erschienenen und mittlerweile zum soziologischen Klassiker avancierten Studie *Die feinen Unterschiede* bildet die Kritik an der eng mit dem Aufstieg des Bürgertums verbundenen Unterscheidung zwischen einem »sublimen« und einem »primitiven« Ge-

schmack. Bourdieus erklärtes Ziel ist es, diese Hierarchie, die etwas zeitgemäßer in den Begriffspaaren Hoch- versus Triviale Kultur oder Hoch- versus Populärkultur zum Ausdruck kommt, als ideologisches Konstrukt zu entlarven und hinsichtlich ihrer Bedeutung für soziale Ungleichheit in der gegenwärtigen Gesellschaft zu analysieren. Am Beispiel alltäglicher Geschmacksurteile – die von der Vorliebe für abstrakte Kunst bis hin zur bevorzugten Inneneinrichtung reichen – veranschaulicht Bourdieu, wie Geschmack den Gesellschaftsmitgliedern dazu dient, ihre soziale Position in Form eines spezifischen Lebensstils auszudrücken. Individuen und soziale Gruppen würden sich demnach nicht nur durch sozioökonomische Merkmale, sondern auch durch Differenzen in Geschmacksfragen unterscheiden. Darum, so Bourdieu, eigne sich Geschmack als besonders aussagekräftiger Indikator zur Bestimmung von gesellschaftlichen Klassen: »Geschmack klassifiziert – nicht zuletzt den, der die Klassifikationen vornimmt. Die sozialen Subjekte, Klassifizierende, die sich durch ihre Klassifizierungen selbst klassifizieren, unterscheiden sich voneinander durch die Unterschiede, die sie zwischen schön und hässlich, fein und vulgär machen und in denen sich ihre Position in den objektiven Klassifizierungen ausdrückt oder verrät« (Bourdieu 1987: 25).

Durch die Erweiterung der traditionell ökonomisch orientierten Bestimmung sozialer Lebenslagen um eine ästhetische Dimension gelangt Bourdieu zu einer bedeutsamen kultursoziologischen Interpretation sozialer Ungleichheit, die nicht nur den Blick für die subtilen Distinktions- und Exklusionsmechanismen in vermeintlich belanglosen Alltagssituationen schärft, sondern auch die Frage aufwirft, wie Geschmacksbildungsprozesse als probates Mittel zur Verschleierung sozialer Unterschiede dienen. Bourdieu führt dies auf das Zusammenspiel zweier Ideologien zurück: der »Ideologie des legitimen Geschmacks« und der »Ideologie des natürlichen Geschmacks«. Dem »legitimen« Geschmack, der sich durch die Vorliebe für die in der ästhetischen Hierarchie ganz oben rangierenden Kulturprodukte und -praktiken (wie zum Beispiel Oper oder Theater) auszeichnet, auf Form und Stil bedacht ist und moralische Superiorität demonstriert, stehe der »populäre« Geschmack gegenüber, der durch Substanz und Funktionalität geprägt ist und als minderwertig gilt. Ob nun jemand einen »legitimen« Geschmack entwickelt oder schon hat, sei keine Entscheidung des Zufalls oder der genetischen Veranlagung, sondern in hohem Maße sozial bedingt. So belegen Bourdieus Daten, dass Geschmack ein Resultat jener Dispositionen ist, die im Rahmen der (vor allem primären) Sozialisation erworben werden. Je reichhaltiger die Herkunftsfamilie mit Bildung beziehungsweise mit »kulturellem Kapital«

ausgestattet ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, Gefallen an jenen Dingen zu finden, die in der Sphäre der »legitimen« Kultur liegen. Dagegen findet sich der »populäre« Geschmack, den Bourdieu auch »Notwendigkeitsgeschmack« nennt, vor allem in bildungsfernen Milieus. Indem aber der gesellschaftliche Charakter unseres Geschmacks nicht als solcher wahrgenommen wird, würden wir, so Bourdieu, unsere Vorlieben und Aversionen als Teil unserer »Natur« ansehen und damit die »Ideologie des natürlichen Geschmacks« (re)produzieren. Bourdieus Argumentation mündet schließlich in der These, dass Geschmack nicht nur Ausdruck von Klassenzugehörigkeit und sozialer Herkunft ist, sondern auch zur Aufrechterhaltung bestehender sozialer Hierarchien beiträgt. Denn der im Zuge der Sozialisation erworbene und in der Herkunftsfamilie geprägte klassenspezifisch differenzierte Geschmack verfestigt letztendlich jene Strukturen, aus denen unsere Vorlieben und Aversionen hervorgehen. Geschmack fungiert in diesem Modell als wichtiger Stabilisator objektiver Klassenverhältnisse und damit als zentrales Medium der Perpetuierung und Verschleierung sozialer Ungleichheit.

Bourdieu's Überlegungen folgend, würde man von Karl-Theodor zu Guttenberg eine klassische Hochkulturorientierung erwarten, die sich durch den Ausschluss jeglicher populärkultureller Praktiken auszeichnet. Doch das ist nicht der Fall: Neben den Klassikern Bach und Mozart nennt er Pop- und Rockmusik als bevorzugte Musikgenres. Wie ist diese Vorliebe für populäre Musik zu erklären?

## Erste Lesart: Geschmack jenseits von Klasse und Schicht

Pierre Bourdieus Analyse des Zusammenhangs von Sozialstruktur, Kultur und Geschmack basiert auf Beobachtungen der französischen Gesellschaft der 1960er Jahre. Weitreichende Transformationen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts stellen allerdings die Gültigkeit einer auf Klassenunterschieden beruhenden Gesellschaft in Frage. Eine fundamentale Kritik zielt in diesem Zusammenhang auf Bourdieus struktur deterministisches Gesellschaftskonzept: Es sei unzeitgemäß und werde den Individualisierungstendenzen der gegenwärtigen Gesellschaft nicht mehr gerecht. »Jenseits von Klasse und Schicht« (Beck 1986: 121) lautet die mittlerweile als »Individualisierungsthese« in den soziologischen Diskurs eingegangene Gesellschaftsdiagnose, die Bourdieus Auffassung einer klassenspezifisch hierarchisierten Sozialstruktur

für obsolet erklärt. Die Bildungsexpansion ab den 1960er und 1970er Jahren, der Anstieg des Arbeitseinkommens, die zunehmende soziale und geografische Mobilität sowie die aus der Verkürzung der Arbeitszeit resultierende Aufwertung der Freizeit hätten nicht nur zu einer erheblichen Verbesserung der Lebensbedingungen, sondern auch zu einer bedeutsamen Erweiterung der Handlungsspielräume beigetragen. Darüber hinaus habe die voranschreitende Individualisierung einen gravierenden Bedeutungsverlust traditioneller Orientierungsmuster und klassenspezifischer Handlungsschemata zur Folge. An die Stelle vorgegebener Biografiemuster seien individuell gestaltbare Lebensläufe oder, in den Worten Ulrich Becks, »Bausätze biographischer Kombinationsmöglichkeiten« (ebd.: 217) getreten. Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen stellt sich die Frage, inwiefern Bourdieus Modell, das von einer hohen Konstanz klassenspezifischer vermittelter Dispositionen ausgeht, als Erklärung zur Ausbildung von Geschmack überhaupt noch geeignet ist.

Als einer der Hauptvertreter dieser mittlerweile auch als »Entkopplungstheorie« bezeichneten Diagnose der Loslösung von sozialer Position und kulturellem Geschmack gilt Gerhard Schulze, der Anfang der 1990er Jahre mit seinem Buch *Die Erlebnisgesellschaft* der Bourdieuschen Klassentheorie eine klare Absage erteilt. Während Bourdieu davon ausgeht, dass Geschmack maßgeblich von den inkorporierten und internalisierten Dispositionen des Herkunftsmilieus bestimmt wird, betont Gerhard Schulze vor dem Hintergrund der schwindenden Bedeutung der Herkunftsfamilie die Unabhängigkeit der Akteure von ihrer angestammten Welt und den damit verbundenen Orientierungsmustern. An die Stelle habitusgeleiteter Praxisformen trete die individuelle Handlungsfreiheit. In der modernen Gesellschaft, so Schulze, könne sich »jeder die Position suchen, die ihm zusagt, weitgehend unabhängig von Beruf, Einkommensverhältnissen, Herkunftsfamilie« (Schulze 1992: 207). Diese Wahlfreiheit führe schließlich auch dazu, dass das Bedürfnis nach Distinktion schwindet und die einst von Bourdieu diagnostizierten symbolischen Klassenkämpfe an Bedeutung verlieren.

Aus dieser Perspektive müsste Karl-Theodor zu Guttenbergs Musikgeschmack als Indiz für die zunehmende Entkopplung von sozialer Lage und Geschmack erscheinen. Die Vorliebe für kommerziell erfolgreiche Populärmusik ließe nicht mehr zwangsläufig auf die Herkunft aus einer bildungsfernen Schicht schließen und umgekehrt könnte man annehmen, dass mit der Vorliebe für Hochkultur nicht zwingend eine privilegierte Position in der Sozialstruktur demonstriert wird. Die kulturelle Offenheit des Politikers ließe sich demnach als Ausdruck von Demokratie und Toleranz in einer indivi-

dualisierten Gesellschaft interpretieren, in der die Aneignung von Geschmack jenseits von Klassenzugehörigkeit und Herkunftsfamilie stattfindet. Unbeantwortet bleibt die Frage, ob die aus der diagnostizierten Individualisierung resultierende Wahlfreiheit für alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen gilt. »Jenseits von Klasse und Schicht« müsste ja bedeuten, dass nicht nur Menschen wie Guttenberg entgegen der Tradition ihrer angestammten Welt plötzlich Pop hören, sondern auch Gesellschaftsmitglieder aus bildungsfernen Schichten ihren einstmaligen populären Geschmack um die kenntnisreiche Vorliebe für Klassik erweitern, das heißt ihren »Notwendigkeitsgeschmack« überwinden können. Dafür spricht, dass durch Bildungsexpansion und zunehmende Mobilität der »legitime« Geschmack nicht mehr ausschließlich Personen aus gehobenen Herkunftsmilieus vorbehalten bleibt. Vieles deutet aber darauf hin, dass die Entkopplung von sozialer Lage und Geschmack nur für jene gilt, die überhaupt in den Genuss der Bildungsexpansion gekommen sind, während ein Großteil der Bevölkerung nach wie vor dem »Notwendigkeitsgeschmack« ausgeliefert ist. Und selbst wenn die Individualisierungsthese zeigen kann, dass nun auch Personen aus bildungsfernen Milieus Wahlfreiheit haben, bleibt die Frage unbeantwortet, warum Menschen aus bildungsnahen Milieus ihren »legitimen« Geschmack überhaupt um populärkulturelle Elemente erweitern sollten. Während es für den Arbeitersohn, der es auf die Uni geschafft hat, im Streben nach sozialem Aufstieg durchaus Sinn macht, Mozart in sein Geschmacksrepertoire zu integrieren, stellt sich die Frage nach dem Nutzen eines grenzüberschreitenden Geschmacks für Personen, die aus bildungsnahen Familien stammen. Zu klären gilt demnach, warum ein Politiker aus gutem Hause überhaupt von einem in der Tradition der Familie wurzelnden hochkulturellen Geschmack abweicht. Die vorläufige Antwort liefert eine zweite Lesart, die den Distinktionsgewinn »legitimen« Geschmacks generell in Frage stellt und die beobachtete Grenzüberschreitung im Geschmack als Indiz für den Bedeutungsverlust der ehemaligen Unterscheidung zwischen Hoch- und Populärkultur sieht.

## Zweite Lesart: Das Ende des elitären Geschmacks

Parallel zur Entkopplungstheorie, also der Annahme, dass soziale Position und kulturelle Vorlieben zunehmend auseinander klaffen, entstand eine Zeitdiagnose, die weniger auf die Analyse der sozialstrukturellen Bedingtheit

des Geschmacks als auf die beobachtete Transformation grundlegender Wertigkeiten im Feld der Kultur abzielte. »Enthierarchisierung« lautete das Schlagwort einer Reihe theoretischer Ansätze insbesondere postmoderner Provenienz, die einem bürgerlich-idealistischen Kunstbegriff eine klare Absage erteilten. Sie diagnostizierten die Erosion ästhetischer Hierarchien, einen zunehmenden Bedeutungsverlust hochkultureller Praktiken sowie deren Einbuße an distinktiver Kraft. Dem von François Lyotard ausgerufenen »Ende der großen Erzählungen« ging insbesondere in zahlreichen künstlerischen Bereichen eine Kritik an der »legitimen« Kultur voraus, die die Dichotomie von Hoch- und Popularkultur als ideologisches Konstrukt entlarven wollte und die Legitimität einer Hierarchie ästhetischer Werte in Frage stellte. Diese Kritik forderte auch, die bislang im akademischen Diskurs marginalisierten populärkulturellen Phänomene zum ernsthaften Gegenstand der kulturwissenschaftlichen Forschung zu machen. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind in diesem Zusammenhang die Studien des Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham, die ab den 1970er Jahren eine Aufwertung der Popularkultur verfolgten, indem sie nicht länger ästhetische Kriterien, sondern die mikropolitischen Bedeutungen populärkulturellen Konsums in den Vordergrund rückten (Hall/Jefferson 1976; Hebdige 1979). Ausgehend von der poststrukturalistisch inspirierten Annahme, dass die Bedeutung eines bestimmten kulturellen Produkts, zum Beispiel eines Songs, nicht endgültig vorgegeben ist, sondern in der jeweiligen kontextabhängigen Rezeptionssituation erst hergestellt wird, begründeten die Cultural Studies eine neue Rezeptionstheorie (populär)kultureller Produkte, welche die im wissenschaftlichen Diskurs weit verbreitete Vorstellung von passiven Kulturkonsumentinnen für obsolet erklärte und im Gegenzug der (Eigen)Kreativität der Akteure im Umgang mit populärer Kultur einen besonderen Stellenwert einräumte (Fiske 1989).

Die zunehmende wissenschaftliche Beschäftigung mit populärer Kultur, die mittlerweile auch die kunstwissenschaftlichen Disziplinen und Institutionen verändert hat, führte zu einer Wertschätzung populärkultureller Produkte, wodurch die ehemalige ästhetische Ordnung brüchig wurde. Die Dichotomie von *high culture* und *low culture* hat ihre klassifizierende Wirkung eingebüßt und der »legitime« Geschmack seinen Anspruch auf ästhetische Überlegenheit verloren, während der »populäre« Geschmack nicht mehr zwangsläufig jenen marginalisierten und minderwertigen Status besitzt, der ihn zum Tabu für die herrschende Klasse gemacht hat.

Bilden diese theoretischen Grundlagen die Basis einer Interpretation grenzüberschreitenden Geschmacks, ließen sich die oben geschilderten kulturellen Vorlieben des Ministers Guttenberg folgendermaßen »lesen«: Das Interesse des Politikers sowohl für klassische als auch für populäre Musik spiegelt das vorläufige Resultat jener Entwicklungen wider, die im kulturtheoretischen Diskurs als Erosion und Zusammenbruch ehemaliger ästhetischer Hierarchien bezeichnet werden. Die aus der starren Dichotomie von Hoch- und Popularkultur resultierende Eindeutigkeit des »legitimen« Geschmacks ist einer Pluralisierung von Bewertungsmustern gewichen, die jegliche ästhetische Hierarchisierungs- und Klassifizierungsversuche zum Scheitern verurteilen: Mozart gilt nicht als wertvoller als die aktuellen Charts und ebenso wenig verweist die Vorliebe für populäre Musik auf einen minderwertigen Geschmack. Nähme man diese Diganose für bare Münze, würde ein »grenzüberschreitender« Geschmack eigentlich keine Überwindung von Grenzen mehr darstellen, weil es keine Grenzen mehr gäbe. Die mehr oder weniger willkürliche Selektion aus der Vielfalt kultureller Produkte und Praktiken wäre Ausdruck eines pluralistischen *anything goes*, das an die Stelle der traditionellen ästhetischen Ordnung getreten ist. Den Herrschaftsbestrebungen der ökonomisch privilegierten Gesellschaftsmitglieder wäre damit – zumindest auf einer symbolischen Ebene – weitgehend der Boden entzogen.

Wenn man die erste Lesart, die auf der Individualisierungsthese beruht, mit der zweiten Lesart, wonach es keine ästhetische Hierarchie mehr gibt, in Verbindung bringt, entsteht eine recht optimistische Einschätzung unserer Gegenwartsgesellschaft: Weder nehmen soziale Strukturen auf unsere Geschmackspräferenzen Einfluss noch lassen sich unsere Vorlieben in ein »Oben« und »Unten« innerhalb einer ästhetischen Rangordnung verorten. Aber ist es um den Zusammenhang zwischen Geschmack und sozialer Ungleichheit tatsächlich so rosig bestellt?

Im Folgenden soll eine dritte Lesart vorgestellt werden, die anhand aktueller Befunde der US-amerikanischen Kultursoziologie auf eine kritische Interpretation eines grenzüberschreitenden Geschmacks abzielt. Identifiziert wird ein neuer Typ von Legitimationsrhetorik, dessen Distinktionspotential weniger in einer exklusiven Hochkulturorientierung als vielmehr in einer demonstrativen Toleranz begründet ist.

### Dritte Lesart: Grenzüberschreitender Geschmack als neues Mittel sozialer Distinktion

Der Befund einer zunehmenden Erosion der Grenze zwischen Hoch- und Popularkultur findet sich auch in der neueren US-amerikanischen Kultursoziologie. In ihrer Anfang der 1990er Jahre veröffentlichten Studie zum Zusammenhang von Berufsgruppenzugehörigkeit und Musikgeschmack zeigen Richard Peterson und Albert Simkus (1992), dass der Zusammenhang zwischen einer hohen sozialen Position und elitärem Geschmack an Gültigkeit verloren hat. Zwar deuten die Daten der quantitativen Untersuchung darauf hin, dass hochkulturelle Formen wie Oper und klassische Musik nach wie vor von bildungsnahen und privilegierten Gesellschaftsmitgliedern konsumiert werden – allerdings nicht mehr in der Ausschließlichkeit, wie das Bourdieu für die Angehörigen (groß)bürgerlicher Milieus in Frankreich konstatiert hatte. Vielmehr zeigt sich, dass insbesondere Mitglieder in hohen sozialen Positionen neben Produkten der »legitimen« Kultur auch populäre Genres in ihr Geschmacksrepertoire integriert haben. Diese Kulturkonsumenten, die sich durch einen breit gefächerten Musikgeschmack auszeichnen, nennen Peterson und Simkus *omnivores* – in Abgrenzung zu den sogenannten *univores*, also jenen vorwiegend aus bildungsfernen Milieus stammenden Gesellschaftsmitgliedern, die lediglich an einem Genre Gefallen finden. Peterson und Simkus sehen darin eine neue Logik sozialer Distinktion, die den Umfang kultureller Vorlieben zum Maßstab soziokultureller Überlegenheit macht. Die zentrale These lautet, dass sich gesellschaftliche Gruppen nicht so sehr dadurch unterscheiden, an *welchen*, sondern an *wie vielen* unterschiedlichen Genres sie Gefallen finden.

Eine Erklärung für die Entstehung dieser neuen Distinktionslogik kann in einem Strategiewechsel der höheren Statusgruppen gesehen werden. Während soziokulturelle Superiorität lange Zeit durch demonstrative Distanz zu populärkulturellen Formen und einen snobistischen Lebensstil zum Ausdruck gebracht wurde, bestehe eine neue Strategie darin, Elemente der Popularkultur in den eigenen Lebensstil zu integrieren (Peterson/Kern 1996). An die Stelle ästhetischen Sublimierungsvermögens tritt demnach eine demonstrative Toleranz, die als kulturelles Kapital den Zugang zu gesellschaftlichen Privilegien und Statuspositionen erleichtert.

Aus dieser Perspektive betrachtet, ließe sich Karl-Theodor zu Guttenbergs vermeintlich volksnahe und progressiv anmutende Vorliebe für Klassik und Pop nicht so sehr als Ausdruck einer Entkopplung von sozialer Position

und Geschmack oder Enthierarchisierung im Feld der Kultur interpretieren, wie das die beiden vorangegangenen Lesarten suggerieren, sondern vielmehr als ein Indiz für die Etablierung einer neuen Form sozialer Distinktion, wie sie Richard Peterson und seine Kollegen beschrieben haben. Im grenzüberschreitenden Geschmack des Politikers kommt demnach eine neue kosmopolitische Ästhetik zum Ausdruck, die, ebenso wie einst der »legitime« Geschmack, der Demonstration sozialer und kultureller Überlegenheit dient. Eine Abgrenzung der *omnivores* findet hingegen gegenüber dem festgefahrenen Geschmack der *univores* statt.

Unbeantwortet bleibt allerdings die Frage nach der Legitimität dieser symbolischen Ordnung, deren Maßstab nicht die (zugeschriebene) ästhetische Qualität der jeweiligen Kulturgüter, sondern der quantitative Umfang von Geschmackspräferenzen ist. Denn im Gegensatz zur Annahme Bourdieus, wonach »legitimer« Geschmack, verstanden als die Vorliebe für Hochkultur, gerade dadurch gekennzeichnet ist, dass seine Superiorität gesamtgesellschaftlich anerkannt wird, deutet auf den ersten Blick nichts darauf hin, dass sich eine allgemein gültige Überlegenheit aus einer beliebig anmutenden Breite des Geschmacks ableiten ließe. Die Allesfresser demonstrieren ihre Überlegenheit nicht durch die Vorliebe für als besonders wertvoll geltende Kulturformen, sondern indem sie einen spezifischen (toleranten) Geschmack pflegen, dem sie Überlegenheit zuschreiben. Ob allerdings diese Zuschreibung überhaupt von einer breiten gesellschaftlichen Basis geteilt wird und damit Allesfresserei ihren legitimen Status behaupten kann, bleibt zunächst offen. Zur Beantwortung dieser Frage lohnt sich ein Blick auf eine Studie von Michael Emmison (2003), der seine Aufmerksamkeit nicht nur auf die Artikulation von Präferenzen, sondern auch auf die strategische Nutzung von Fähigkeiten und Kenntnissen in unterschiedlichen Kontexten richtet. Menschen aus privilegierten Gesellschaftsgruppen würden nicht unbedingt an allem Gefallen finden, sich allerdings dadurch von anderen unterscheiden, dass sie sich (fast) überall auskennen – oder zumindest überall mitreden können. Allesfresserei impliziert demnach ein breites Repertoire an Wissensbeständen, das es ermöglicht, je nach Situation zwischen unterschiedlichen kulturellen »Codes« zu »switchen«. Der gezielte Einsatz dieser Kompetenzen kann sich lohnen – vor allem dann, wenn es um die Nutzbarmachung dieser Wissensbestände in alltäglichen Interaktionen geht, also zum Beispiel wenn unterschiedliche (berufliche oder private) Kontakte geknüpft, etabliert oder aufrecht erhalten werden.

Auf die Bedeutung dieser Kompetenzen in sozialen Netzwerken hat Bonnie Erickson (1996) in ihrem Aufsatz *Culture, Class, and Connections* hingewiesen: Personen mit einem breit gefächerten Geschmack zeichnen sich durch ihre Fähigkeit aus, in unterschiedlichen und oft auch heterogenen sozialen Situationen zu navigieren. »The more varied their culture, the more effectively they can bridge organizational and field boundaries. Thus the most useful overall cultural resource is variety plus a well-honed understanding of which genre to use in which setting« (Erickson 1996: 249).

Mit der Vorliebe für Werke der »legitimen« Sphäre der Kultur ebenso wie der Popularkultur sichert sich Karl-Theodor zu Guttenberg nicht nur die Gunst unterschiedlicher Wählerschichten. Vielmehr ermöglicht ihm sein flexibler Geschmack ein Reüssieren in unterschiedlichen sozialen Konstellationen: Während er im Kreise seiner Familie die Wertschätzung für Johann Sebastian Bachs Fugen zu teilen weiß, kann er in Gegenwart seiner Mitarbeiterinnen oder seiner Kollegenschaft auch in den Smalltalk über Michael Jackson oder AC/DC problemlos einsteigen. Wohl reicht es in diesen Situationen nicht, andere »Genres« zu »mögen«, vielmehr bedarf es eines umfangreicheren Wissens über die jeweils thematisierten Kulturformen. *Billie Jean* einfach nur gut zu finden – oder das gar nur zu behaupten –, ist zu wenig, daher auch noch Guttenbergs Hinweis auf den Titel des Albums. Insgesamt präsentiert sich der adelige Politiker damit als versierter Kulturkenner ohne Scheuklappen, der in unterschiedlichen sozialen Interaktionen erfolgreich partizipieren kann.

Grenzüberschreitender Geschmack, verstanden als flexibler und kompetenter Umgang mit unterschiedlichen Ästhetiken – und dazu zählen Kunstformen ebenso wie Alltagsästhetiken – dient somit als wertvolle Ressource, um in sozialen Netzwerken zu reüssieren. Allesfresserei stellt eine spezifische Form kulturellen Kapitals dar, das sich darüber hinaus durch seine ertragreiche Konvertierbarkeit in soziales Kapital auszeichnet. Von Nutzen ist diese Transformation vor allem dann, wenn es nicht nur um die Eingliederung in Netzwerke im unmittelbaren sozialen Umfeld geht, sondern um den Aufbau und die Nutzung von Verbindungen, die jenseits des eigenen Herkunftsmilieus angesiedelt sind. Besonderes Potential besitzt der grenzüberschreitende Geschmack in der Überbrückung von Positionen, die in geografischer, kultureller oder sozialer Hinsicht weit auseinander liegen. Eine Erklärung, warum der Ausbau (vor allem heterogener) sozialer Netzwerke in der gegenwärtigen Gesellschaft eine so fundamentale Rolle spielt, findet sich bei Luc Boltanski und Ève Chiapello, die in ihrer Studie *Der neue Geist des Kapi-*

*talismus* die Etablierung eines neuen Wertesystems diagnostizieren, das aus den aktuellen Transformationen des Kapitalismus hervorgegangen ist und dessen Handlungsmaximen auf den Wertigkeiten von Netzwerken beruhen: »In einer vernetzten Welt besteht das Sozialleben vielmehr aus unzähligen Begegnungen und temporären, aber reaktivierbaren Kontakten mit den unterschiedlichsten Gruppen, wobei diese Verbindungen gegebenenfalls eine sehr beträchtliche soziale, berufliche, geographische und kulturelle Distanz überbrücken« (Boltanski/Chiapello 2006: 149). Die aus einem grenzüberschreitenden Geschmack resultierenden Eigenschaften wie Offenheit und Flexibilität entsprechen jenen Kompetenzen, die Boltanski und Chiapello als besonders wertvolle Qualifikationen in einer »projektbasierten Polis« beschreiben.<sup>5</sup> Durch ihre umfangreichen Kompetenzen sind die Allesfresser in der Lage, vielversprechende und vielseitige Kontakte zu knüpfen, in wichtige unterschiedliche Netzwerke einzudringen und eigene bedeutsame Netzwerke ins Leben zu rufen, was wiederum soziale Anerkennung gewährleistet.

## Grenzüberschreitender Geschmack im Netzwerkkapitalismus

In *Der neue Geist des Kapitalismus* unterziehen Boltanski und Chiapello die Funktionsweisen des aktuellen Kapitalismus einer detaillierten Untersuchung. Ihre zentrale Frage lautet, wie der Kapitalismus in unterschiedlichen historischen Situationen Menschen für sich gewinnen kann – insbesondere jene, die eigentlich nichts oder nur wenig Nutzen davon haben. Boltanski und Chiapello widmen in diesem Zusammenhang ihre Aufmerksamkeit den Rechtfertigungsordnungen, die der jeweilige Kapitalismus als Reaktion auf seine Kritik herausbildet und die zum Ausdruck bringen, welche Normen, Werte und Eigenschaften jeweils bedeutsam sind. Während in früheren Rechtfertigungsordnungen unter anderem die Effizienz (»industrielle Polis«), die Repräsentation von Kollektiven (»Reputationspolis«), oder das Anbieten begehrter Güter auf einem Wettbewerbsmarkt (»marktwirtschaftliche Polis«) als Maßstab galten, identifizieren Boltanski und Chiapello für das letzte

<sup>5</sup> Dabei handelt es sich, wie Boltanski und Chiapello betonen, nicht um eine empirische Beschreibung der Realität, sondern um ein Gerechtigkeitsmodell, das die Logik der Rechtfertigung in einer bestimmten Phase des Kapitalismus veranschaulichen soll (siehe dazu Boltanski/Chiapello 2006: 392f.).

Drittel des 20. Jahrhunderts ein neues Rechtfertigungsprinzip, das den Begriff des »Projekts« in den Vordergrund rückt und die »Projektfähigkeit« des Menschen zur Grundlage der Bewertung macht: In der »Cité par projets« beziehungsweise der projektbasierten Polis gilt als fundamentales Ziel – sowohl beruflich als auch im privaten Umfeld –, Projekte ins Leben zu rufen oder sich Projekten anzuschließen. Denn je größer der Erfolg in der Akquisition von Projekten und je höher die Anzahl der Projekte ist, an denen man beteiligt war und voraussichtlich sein wird, desto mehr Anerkennung wird man gewinnen, was wiederum eine hohe Position in der sozialen Hierarchie garantiert. Die projektbasierte Polis, die Boltanski und Chiapello anhand der Analyse von Managementtexten eindrucksvoll und detailliert beschreiben, beruht in erster Linie auf der Wertigkeit sozialer Netzwerke, die als Voraussetzung für die Akquisition und Entwicklung von Projekten gesehen werden. Als zentrale Schlüsselqualifikation gilt die Fähigkeit, sich in Netze einzugliedern, persönliche Kontakte zu knüpfen und neue soziale Netzwerke ins Leben zu rufen. Legitimationsgrundlage ist allerdings nicht der ökonomische Erfolg, der zum Beispiel aus beruflichen Projekten resultiert, sondern vielmehr »der Umstand, dass die ökonomische Aktivität in einen sinnhaften Erlebnisrahmen eingefügt wird, der in der Lage ist, Motivationen zu erzeugen, und der zugleich eine normative Bewertungsfolie ökonomischen Handelns liefert« (Kocyba/Voswinkel 2008: 46). Es lässt sich gut zeigen, dass die kulturellen Allesfresser einen Großteil jener Fähigkeiten besitzen – und auch zum Einsatz bringen –, denen in der Netzwerkökonomie so große Bedeutung beigemessen wird.

### Anpassungsfähigkeit und Flexibilität

Anpassungsfähigkeit und Flexibilität gelten als zentrale Handlungsmaximen, die im neuen Wertesystem des Netzwerkkapitalismus an Bedeutung gewonnen haben. Hoch bewertet werden jene, die sich nicht an eine Sache klammern, sondern problemlos von einer Situation in die andere überwechseln können (Boltanski/Chiapello 2006: 159). Und dennoch ist der Netzwerkmensch, in den Worten von Boltanski und Chiapello der »Wertigkeitsträger der projektbasierten Polis«, nicht heimatlos: »Er fühlt sich überall zu Hause, kann aber auch lokal-verbundlich auftreten«. Um sich der jeweiligen Situation anpassen zu können, bedient er sich »seiner kommunikativen Kompetenz, seines umgänglichen Charakters, seines offenen und neugierigen

Geistes« (ebd.: 160). Auch die Allesfresser fühlen sich überall zu Hause, das heißt, sie sind mit vielen Feldern kultureller und künstlerischer Produktion vertraut, kennen sich überall aus, betonen aber stets ihre Offenheit für Neues, ihre Neugierde und ihre Toleranz gegenüber anderen, ihnen fremden kulturellen Welten. Dazu im Gegensatz stehen die *univores*, die diese Offenheit nicht besitzen, sondern auf ihrem festgefahrenen Geschmack beharren, sei es als Konsumentinnen ausschließlich volkstümlicher Musik oder aber auch als glühende und kompromisslose Verehrer von Ludwig van Beethoven. Im Netzwerkkapitalismus wird ein solch festgefahrener Geschmack als »starr« diskreditiert. Denn als inkompetent und inadäquat erweist sich, »wer auf seinen Überzeugungen beharrt, verschlossen, autoritär und intolerant auftritt« (ebd.: 166). Und weiter heißt es: »Der Gegenbegriff zur Flexibilität, das Verhaftet-Sein, stellt in dieser Welt das größte Manko der nur unzureichend Gerüsteten dar« (ebd.: 166).

### Sensibilität für soziale Situationen

Der Netzwerkmensch besitzt die notwendigen Umgangsformen sowie die Fähigkeit, sich auf andere einzustellen: »Er hört zu, gibt intelligente Antworten, geht auf seine Gesprächspartner ein und stellt die richtigen Fragen« (ebd.: 160). Er weiß, »welches Verhalten erwünscht ist und welches Ausgrenzungsrisiken birgt« (ebd.: 149) und zeichnet sich durch ein »Gespür« für soziale Situationen aus. Diese Sensibilität besitzen auch die *omnivores*: Als Kennerinnen der »legitimen« Kultur und als Experten für populäre Kulturformen vermögen sie in unterschiedlichsten sozialen Situationen zu reüssieren. Sie wissen, dass mit der reinen Vorliebe für hochkulturelle Praktiken in der heutigen Zeit kaum noch (oder nur in bestimmten Kreisen) Distinktionsgewinne zu erzielen sind, und dass ein zu einseitiger Geschmack auch Risiken birgt, wie zum Beispiel das Risiko, als elitär oder autoritär diskreditiert zu werden: »Wer lediglich Vorlieben etwa für Madonna artikuliert, ist leicht als wenig Gebildeter zu identifizieren. Wer allerdings als Gebildeter im Kreise [...] amerikanischer Geschäftsfreunde auf seinen erlesenen Geschmack pocht und mit abschätzigen Bemerkungen über Madonna ein Klima der Verbundenheit zu schaffen trachtet, kann damit durchaus Schiffbruch erleiden« (Gebesmair 2001: 201).

### Distanz zum eigenen sozialen Status

Die besten Erfolgchancen in der Vernetzung, so Boltanski und Chiapello, hat schließlich derjenige, der sich vom Gewicht seiner eigenen Leidenschaften und Werte befreit hat (Boltanski/Chiapello 2001: 467). Demnach hat der Netzwerkemensch keine »Werte, an die er für immer gebunden wäre, es sei denn die Toleranz aller Werte. Der »leichte« Mensch kann sich deswegen nicht mehr verwurzeln, weil die einzige ihm verbliebene Instanz das Dasein in einer komplexen, beweglichen und unsicheren Welt ist« (ebd.: 467). Diese Leichtigkeit zeigt sich nicht zuletzt darin, dass der Netzwerkemensch auf Distanz zu seinem eigenen sozialen Status geht, er gibt zu erkennen, »dass er nicht auf seine Statureigenschaften reduzierbar ist, wie sie sich aus seinem beruflichen Lebensweg ergeben« (Boltanski/Chiapello 2006: 161). Diese Verschleierung des eigenen sozialen Status findet sich auch bei den Allesfressern, die durch ihren breit gefächerten Geschmack einen Rückschluss auf ihre soziale Position weitgehend verunmöglichen. Während der ehemalige »Hochkultur-Snob« keinen Hehl aus seiner sozialen Zugehörigkeit machte, fällt die Dechiffrierung der sozialen Position des *omnivores* wesentlich schwerer. Durch die Nähe zur Populärkultur, die ihn sympathisch macht – vor allem bei jenen, denen ein vielseitiger Geschmack verwehrt bleibt –, verschleiert der Allesfresser die soziale Distanz, die damit eigentlich zum Ausdruck gebracht wird.

### Überbrückung von Distanzen als Maxime des Erfolgs

Zentrales Erfolgskriterium in der Bildung und Nutzung von Netzwerken ist die Überbrückung von mitunter weit voneinander entfernt liegenden Positionen. So gilt es erstrebenswert, »Verbindungen aufzubauen, die größtmögliche Opportunitäten in sich bergen, das Netz am effizientesten ausdehnen und sich im Wesentlichen durch die überbrückte Distanz definieren lassen« (ebd.: 163). Ausgangspunkt ist die Annahme, dass in einer vernetzten Welt die Kontakte umso mehr Perspektiven bieten, je weitreichender sie sind (ebd.: 164). Der von Bourdieu konstatierte Klassenhabitus, so Boltanski und Chiapello, sei kein hinreichender Garant für Anerkennung im Netzwerkkapitalismus. Als kompetent wahrgenommen würde hingegen »derjenige, der zwischen Menschen Brücken schlägt, die nicht nur weit voneinander entfernt, in unterschiedlichen Welten beheimatet sind, sondern die sich zudem

noch von seinem Herkunftsmilieu und engstem Bekanntenkreis unterscheiden« (ebd.: 164).

Auch diese Fähigkeit besitzen die *omnivores*, indem sie unterschiedlich bewertete Kulturgüter und -praktiken verbinden. Von zentraler Bedeutung ist ihr Geschick, in zweierlei Hinsicht aus ihrem breit gefächerten Geschmack Kapital zu schlagen: Zum einen ermöglicht ihnen ihre Expertise in einzelnen Bereichen den Aufbau sehr heterogener Verbindungen, zum anderen machen sie sich mit ihrer Allesfresserei auch in Kreisen Gleichgesinnter, in denen Toleranz als wichtiger Wert gilt, neue Freunde.

### Kulturelle Allesfresserei und die Verschleierung sozialer Ungleichheit

Michael Jacksons 1980er-Hit *Billie Jean* neben Mozarts *Eine kleine Nachtmusik*, fulminante Gitarrenriffs von AC/DC neben barocken Fugen von Johann Sebastian Bach – so lässt sich exemplarisch beschreiben, was aktuelle Studien belegen: dass populäre Kulturformen nicht mehr länger einen Platz jenseits hochkultureller Praktiken einnehmen, sondern vielmehr zum Bestandteil eines Geschmacks avancieren, der sich der klassischen Dichotomie von *high culture* und *low culture* entzieht. Während eine Reihe kultursoziologischer Theorien diese Beobachtung als Indiz für das Ende kultureller und sozialer Hierarchien sowie als Ausdruck von Toleranz und Demokratisierung interpretieren, deuten aktuelle Befunde darauf hin, dass der grenzüberschreitende Geschmack der Allesfresser lediglich eine neue Form sozialer Distinktion darstellt. »Leben mit Pop«, verstanden als die Erweiterung hochkultureller Vorlieben um das Interesse für populäre Kulturformen, wird zu einer neuen Strategie, um soziokulturelle Überlegenheit zum Ausdruck zu bringen. Darüber hinaus trägt »Allesfresserei« auf subtile Art und Weise dazu bei, dass soziale Ungleichheit nicht nur perpetuiert, sondern auch verschleiert wird.

Die Allesfresser präsentieren sich im Gewand der Toleranz: Ihre Offenheit gegenüber populärkulturellen Formen und die damit einhergehende Verdeckung ihrer eigentlichen sozialen Herkunft lässt sie nicht als abgehoben, sondern »am Boden geblieben«, vielleicht sogar als sympathisch erscheinen. Als Inhaberinnen hoher sozialer Positionen sichern sich die Allesfresser »die Anerkennung durch jene, denen der Zugang zu höheren Positionen

verwehrt bleibt, indem sie sich gegenüber der populären Kultur tolerant zeigen und dadurch soziale Nähe vortäuschen« (Gebesmair 2004: 183). Durch symbolische Grenzüberschreitung bleiben soziale Distanzen unbeachtet und real existierende Unterschiede im Verborgenen.

Unberücksichtigt bleiben darüber hinaus die Voraussetzungen für die Aneignung eines breit gefächerten Geschmacks. Es mag zwar sein, dass Geschmack in der gegenwärtigen Gesellschaft weitgehend von rigiden Klassenschranken losgelöst ist. Und es mag auch sein, dass Mobilitätsprozesse zunehmende Individualisierung kultureller Vorlieben begünstigen. Dennoch spricht vieles dafür, dass Offenheit und der flexible Umgang mit unterschiedlichen kulturellen und ästhetischen Welten typisch für eine »kosmopolitische Disposition« (Woodward et al. 2008: 211) sind, die tendenziell jene besitzen, die ohnehin bereits mit umfangreichen materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen ausgestattet sind (Emmison 2003: 227). Zumeist werden diese Bedingungen aber unterschlagen – und stattdessen das Engagement des Einzelnen bei der Aneignung eines kenntnisreich flexiblen Geschmacks in den Vordergrund gerückt. Indem man suggeriert, dass Toleranz insbesondere im Umgang mit Kultur jeder und jedem gleichermaßen zugänglich sei, bleiben die Verteilungsmechanismen im Dunkeln und bestehende soziale Ungleichheit weitgehend unsichtbar.

Legitimiert wird die dem grenzüberschreitenden Geschmack zugrunde liegende Distinktionsordnung nicht zuletzt durch die Bedingungen der Netzwerkökonomie, in der die Fähigkeit, in unterschiedlichen sozialen Netzwerken zu reüssieren, nicht nur von großem Nutzen ist, sondern auch eine hoch bewertete und geschätzte Eigenschaft darstellt. Der grenzüberschreitende Geschmack gilt als anererkennungswürdig, weil er einem Habitus entspringt, der die Anforderungen des kapitalistischen Realismus internalisiert hat: Toleranz und Offenheit für kulturelle Vielfalt – verstanden als Voraussetzung für Flexibilität, Anpassungsfähigkeit und Mobilität – gelten als fundamentale und unhinterfragte Werte gegenwärtigen sozialen Handelns. In viele unterschiedliche Projekte eingebunden zu sein, schafft soziale Kontakte, die von Nutzen sind oder einmal nützlich sein könnten. Je mehr Projekte und je mehr soziale Netzwerke, desto höher die Anerkennung und desto höher letztendlich die Position in der gesellschaftlichen Rangordnung. Dafür gilt es sich zu engagieren. Verpönt hingegen ist alles, was die Bereitschaft zur geografischen, kulturellen und sozialen Mobilität verringert: Das Festhalten an einem Beruf, die lokale Verwurzelung, die Bindung an Personen

und Dinge, das Bedürfnis nach Stabilität. Die exklusive Vorliebe für Johann Sebastian Bach. Ein Leben ohne Pop.

## Literatur

- Beck, Ulrich (1986), *Die Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M.
- Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2001), »Die Rolle der Kritik in der Dynamik des Kapitalismus und der normative Wandel«, in: *Berliner Journal für Soziologie*, 11. Jg., Heft 4, S. 459–477.
- (2006), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz.
- Bourdieu, Pierre (1987), *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt/M.
- Emmison, Michael (2003), »Social class and cultural mobility. Reconfiguring the cultural omnivore thesis«, in: *Journal of Sociology*, Bd. 39, Nr. 3, S. 211–230.
- Erickson, Bonnie H. (1996), »Culture, Class, and Connections«, in: *The American Journal of Sociology*, Bd. 102, Nr. 1, S. 217–251.
- Fiske, John (1989), *Understanding Popular Culture*, London.
- Gebesmair, Andreas (2001), *Grundzüge einer Soziologie des Musikgeschmacks*, Wiesbaden.
- (2004), »Renditen der Grenzüberschreitung. Zur Relevanz der Bourdieuschen Kapitaltheorie für die Analyse sozialer Ungleichheiten«, in: *Soziale Welt*, 55. Jg., Heft 2, S. 181–203.
- Hall, Stuart/Jefferson, Tony (Hg.) (1976), *Resistance through Rituals. Youth subcultures in post-war Britain*, London.
- Hebdige, Dick (1979), *Subculture. The meaning of style*, London.
- Kocyba, Hermann/Voswinkel, Stephan (2008), »Kritik (in) der Netzwerkökonomie«, in: Gabriele Wagner/Philipp Hessinger (Hg.), *Ein neuer Geist des Kapitalismus? Paradoxien und Ambivalenzen der Netzwerkökonomie*, Wiesbaden, S. 41–62.
- Peterson, Richard A./Simkus, Albert (1992), »How musical tastes mark occupational status groups«, in: Michèle Lamont/Marcel Fournier (Hg.), *Cultivating differences. Symbolic boundaries and the making of inequality*, Chicago/London, S. 152–186.
- Peterson, Richard A./Kern, Roger M. (1996), »Changing highbrow taste: From snob to omnivore«, in: *American Sociological Review*, Bd. 61, S. 900–907.
- Schulze, Gerhard (1992), *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/M.
- Woodward, Ian/Skrbis, Zlatko/Bean, Clive (2008), »Attitudes towards globalization and cosmopolitanism: cultural diversity, personal consumption and the national economy«, in: *The British Journal of Sociology*, Bd. 59, Nr. 2, S. 207–226.

Sighard Neckel (Hg.)

# Kapitalistischer Realismus

Von der Kunstaktion zur Gesellschaftskritik

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
 Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.  
 Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.  
 ISBN 978-3-593-39182-3  
 Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne  
 Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,  
 Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
 Copyright © 2010 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main  
 Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln  
 Umschlagmotiv: Reiner Ruthenbeck: »Leben mit Pop« © VG Bild-Kunst, Bonn 2010  
 Satz: Campus Verlag, Frankfurt am Main  
 Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach  
 Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).  
 Printed in Germany  
 Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)

# Inhalt

Vorwort .....	7
»Kapitalistischer Realismus«: Die künstlerische Gesellschaftskritik .....	11
<i>Sighard Neckel und Monica Tittton</i>	
<b>Ästhetik</b>	
Menschen der Steigerung, Menschen der Macht: Die Nietzsche-Ökonomie .....	33
<i>Diedrich Diederichsen</i>	
Kapitalismus in Bildern: Zwischen Oberflächen und Tiefenstrukturen .....	48
<i>Cornelia Klinger</i>	
Im Griff des Marktes? Über die relative Heteronomie von Kunst, Kunstwelt und Kunstkritik .....	73
<i>Isabelle Graw</i>	
<b>Ökonomisierung</b>	
Die »Saransmühle« der kapitalistischen Ökonomie oder: Der kapitalistische Realismus in der Krise .....	93
<i>Birgit Mahnkopf</i>	
Über die Zivilisierung kapitalistischer Aristokratien .....	117
<i>Reinhard Blomert</i>	
After Neo-Liberalism? Rückschau auf die Politik der ökonomischen Entdifferenzierung .....	138
<i>Frank-Olaf Radtke</i>	